

Die Bourbaki-Armee in der Schweiz (1871)

Autor(en): **C.E.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571872>

Nutzungsbedingungen

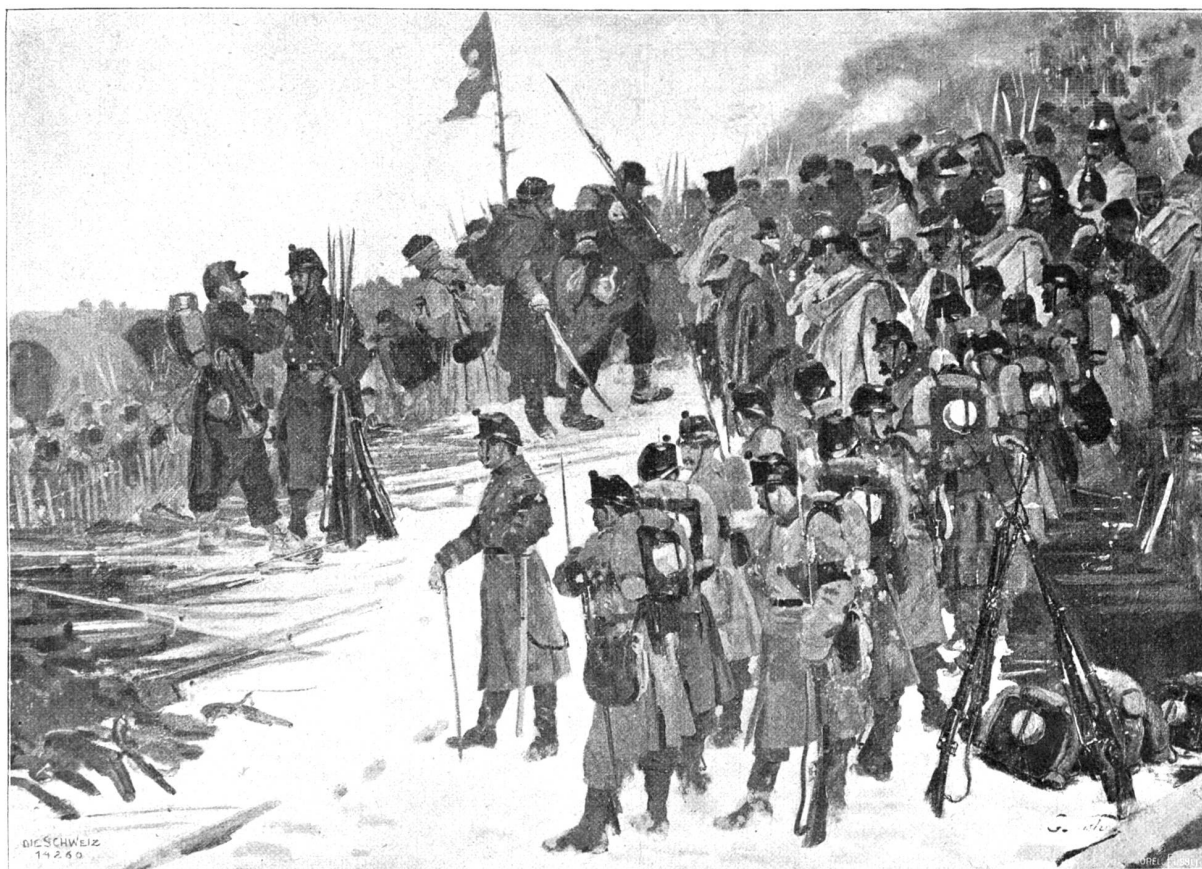
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Waffenniederlegung. Nach einer Studie von Edouard Castres (1838–1902) zum Panoramagemälde: „Der Uebertritt der Bourbaki-Armee“ (im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung und deponiert in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern).

Die Bourbaki-Armee in der Schweiz (1871).

(Von einem schweizerischen Offizier der damaligen Zeit).

Mit dreizehn Abbildungen.

Nachdem seit dem denkwürdigen Ereignis der Drittteil eines Jahrhunderts verstrichen ist, mag es wohl am Platz sein, auch in dieser Zeitschrift einmal seiner zu gedenken. Die Darstellung kann hier nur eine kurze sein; doch wird der Verfasser, der als schweizerischer Offizier die damalige Grenzbesetzung mitgemacht hat, einige persönliche Erinnerungen einflechten. Von besonderem Interesse aber dürfte die möglichst vollständige Zusammenstellung der Bilder sein, in denen ausgezeichnete Künstler unserer Zeit einzelne Vorgänge und mit dem Ereignis in Zusammenhang stehende Begebenheiten in freier Weise im Bilde festzuhalten gesucht haben.

Gegen Ende des Jahres 1870, als Paris von der deutschen Armee belagert war und der Krieg bereits seinem Ende entgegenging, entschloß sich die französische Regierung, eine Ostarmee aus der Loiregegend in der Richtung gegen die Schweiz marschieren zu lassen. Sie hatte die Aufgabe, die Belagerung der französischen Festung Belfort in der Nähe der Schweizergrenze aufzuheben, womöglich das Elsaß wiederzuerobern und dann von dort aus, gleichzeitig mit andern französischen

Armeen, zum Entsatz von Paris vorzugehen. An der Spitze dieser Armee stand der General Bourbaki, Charles Denis, geboren 1816 zu Pau als Sohn eines griechischen Obersten. Er hatte sich schon früher als tüchtiger Offizier hervorgetan und an den Schlachten um Mexiko als Kommandant der Kaisergarde teilgenommen. Bourbaki war ein Anhänger des zweiten Kaiserreichs, nahm aber nun bei der Ostarmee eine äußerst schwierige und undankbare Stellung ein. Diese Armee hatte bei ihrem Abmarsch nach Osten eine Stärke von etwa 120,000 Mann; in ihren Reihen standen verhältnismäßig wenig eigentlich ausgebildete Soldaten; ihren Hauptstock bildete die Mobilgarde. Zu dieser gehörte zwar der beste Teil der französischen Nation; doch waren die jungen Leute viel zu wenig als Soldaten eingeübt und von wenig erfahrenen Offizieren kommandiert. Auch die Bewaffnung und Ausrüstung konnte nicht eine schlechte genannt werden; man hatte sehr viel Geld darauf verwendet; doch war sie zu wenig einheitlich, und, wie es bei einer so überstürzten Mobilisierung der Fall sein mußte, es kamen nun Verstöße von mancherlei Art vor. Es waren Gewehre von allen



Die Bourbaki-Armee in Verrières. Nach dem Gemälde von Eug. Bachelin (1830—1890) im Museum zu Neuenburg.

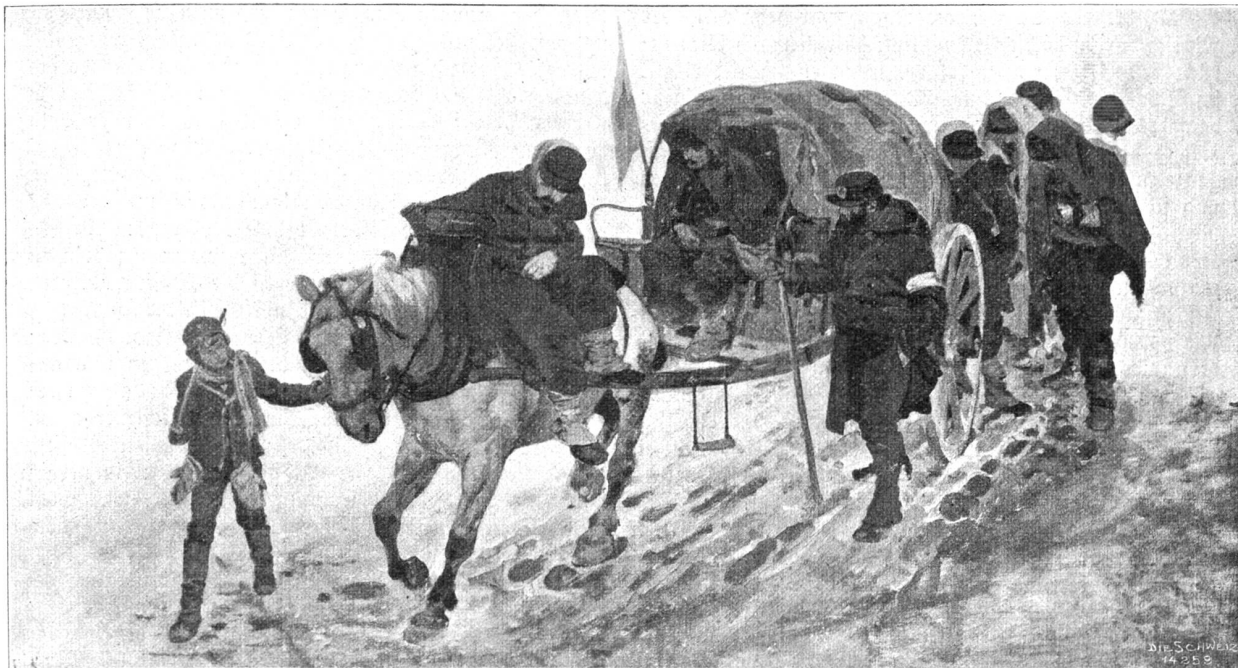
möglichen Systemen vorhanden, für die auch die Schießmunition eine verschiedene sein mußte; da geschah es denn etwa, daß einzelne Truppenteile Patronen erhielten, die sie nicht brauchen konnten. Schuhe stunden genug zur Verfügung; doch war ein großer Teil zu eng. Viele Soldaten schnitten später die Schuhspitzen ab, damit sie in den engen Schuhen gleichwohl marschieren können. Dieses Aushilfsmittel mußte sich aber in der Folge im Winterfeldzug als ein verhängnisvolles erweisen. Ähnlich war es auch mit der Verpflegung und dem Transportwesen; an Geld zur Anschaffung des Nötigen fehlte es nicht; aber es mußte alles überstürzt werden, und als es dann mit der Expedition schlecht ging, ließen die getroffenen Anordnungen die Armee erst recht im Stich.

Diese Ostarmee stieß zuerst auf das vierzehnte deutsche Armeekorps unter General von Werder. In Billersexel kam es zum Gefecht, in welchem Werder, obschon in kleiner Minorität, die Franzosen aufhielt, worauf er nach Belfort vorrückte, um, wo immer möglich, das Belagerungskorps gegen die französische Armee zu decken.

Mit seinen 24,000 Mann nahm er Stellung an der Bisaine und hielt dort, die belagerte Festung im Rücken, in zäher Ausdauer gegen die Uebermacht stand. Die Franzosen kämpften in der dreitägigen Schlacht (15.—17. Januar 1871) zum Teil mit großem Heldenmut. Doch alles war umsonst; sie vermochten nicht durchzudringen, und Bourbaki ordnete zuletzt den Rückzug nach Besançon an. Hierzu hatte ihn vornehmlich die Nachricht veranlaßt, daß eine deutsche Armee, 40—50,000 Mann stark, von Paris her gegen seine linke Flanke und seinen Rücken anmarschierte. Diese Südararmee unter General Manteuffel machte sich auch mehr und mehr bemerkbar und hatte die Bestimmung, die französische Ostarmee entweder von Süden her zu umzingeln und kampfunfähig zu machen oder sie in die Schweiz hineinzudrängen, wozu letzteres ihr denn auch

in vorzüglicher Weise gelang. Von Besançon mußte Bourbaki noch weiter nach Pontarlier an der Schweizergrenze zurückweichen; hier war er aber von allen Seiten eingeschlossen: nördlich stunden das vierzehnte deutsche Armeekorps und andere von der Belagerung von Belfort kommende deutsche Truppenteile, westlich und südlich die deutsche Südararmee, die eben noch den letzten Ausgang aus dieser Falle bei Foncine-le-Vas, wo noch kleinere Abteilungen der Bourbaki-Armee entwischt waren, gesperret hatte; auf der Südostseite hatte Bourbaki die Schweizergrenze. Er befand sich in einer höchst traurigen Lage: seine Armee war gänzlich desorganisiert, und er konnte nicht einmal mehr kämpfen, um an der Spitze seiner Truppen eines ehrenvollen Soldatentodes im Kampfe zu sterben. Er soll in diesen Tagen, Ende Januar, an Gambetta telegraphiert haben: „Glauben Sie mir, unter diesen Umständen ist eine Kommandostelle ein wahres Martyrium!“ Und so vermeinte er nicht anders handeln zu können, als sich das Leben zu nehmen. Die Kugel tat ihm aber nicht den gewünschten Dienst und glitt an seinem Schädel ab. Bourbaki erholte sich später wieder, kam in der Armee neuerdings zu Ehren und lebte noch bis 1897. Sein Nachfolger in diesem Feldzug wurde General Clinchant.

Es war unterdessen unter den kriegführenden Teilen ein Waffenstillstand zustande gekommen, der jedoch auf die an der Schweizergrenze stehenden Truppen nicht ausgedehnt wurde. General Clinchant blieb nichts anderes übrig, als mit dem Kommandanten der Schweizertruppen, General Herzog, eine Konvention betreffend den Uebertritt seiner Armee auf Schweizergelände abzuschließen, welche Konvention auch am frühen Morgen des 1. Februar zustand kam. General Herzog war um Mitternacht von Neuenburg her in Verrières eingetroffen, und sofort begannen die Unterhandlungen mit dem Abgeordneten des französischen Obergenerals, dem Obersten Chevals. Es soll hierbei nicht alles glatt



Französische Ambulanzen. Nach einer Studie von Edouard Castres (1838—1902) zum Panoramagemälde: „Der Uebertritt der Bourbaki-Armee“ (im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung und deponiert in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern).

abgelaufen sein. Der Franzose drängte aufs höchste; der Schweizergeneral wollte indes nicht abschließen, ohne auch eine Reihe wichtiger Einzelbestimmungen vereinbart zu haben. Da kam um vier Uhr morgens die Nachricht von der Grenze, daß große Massen französischer Artillerie das bernische Infanterie-Bataillon Nr. 58 drängen, als wollten sie mit Gewalt die Grenze überschreiten. Es handelte sich darum, eine große Anzahl Geschütze über die Grenze zu schaffen, anstatt sie in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Sofort erhob sich der schweizerische General, ließ Generalmarsch schlagen, einige Bataillone antreten und abmarschieren, um die Franzosen zurückzutreiben. Diese kamen dadurch wieder zum Stehen; der französische Oberst aber wurde nun nachgiebiger, und um halb fünf Uhr morgens war die aus zehn Artikeln bestehende Konvention abgeschlossen. Der Einmarsch der Armee begann sofort: der General mit seinem Stab an der Spitze; ihm folgten ihre Fuhrwerke, die Kriegskasse, die Feldpost, dann lange Reihen Artillerie, nachher ein allgemeines Vorwärtsdrücken, so daß die Truppen des eidgenössischen Obersten Milliet oft große Mühe hatten; denn die Entwaffnung, die sie leiteten, ging nicht immer so schnell von staten wie die Bewegung, die nun in die französische Heersäule gekommen war. Die Deckung des Rückzuges war dem General Billot mit seinem achtzehnten Armeekorps und dem Admiral Pallu de la Barrière mit der Armee-Reserve übertragen. Dieses waren noch die best erhaltenen und am meisten disziplinierten Truppen; sie hatten noch mehrfach mit den anstürmenden deutschen Heeresteilen zu kämpfen.

Verweilen wir einen Augenblick bei der schweizerischen Truppenaufstellung. Da man bis in die letzten Tage den Uebertritt französischer Truppenteile mehr im

Norden erwartet hatte, so waren die schweizerischen Bataillone in Bruntrut, in den Freibergen und in der Gegend von La Chaux-de-Fonds aufgestellt. Das Truppenaufgebot war aber ein zu kleines; der Bundesrat hatte aus Sparsamkeitsrücksichten damit sehr zurückgehalten. Erst auf eine mündliche Besprechung zwischen Bundesrat Welti und General Herzog, die in Olten stattfand, soll sich die oberste eidgenössische Behörde dazu entschlossen haben, die bis jetzt aufgebietenen wenigen Bataillone durch einen etwas größern Nachschub zu verstärken. So, wie sich die Sachen gemacht haben, darf man dies Verhalten eigentlich nicht tadeln; denn ein schweizerisches Sprichwort lautet: „Die Geratenen sind die besten!“ Die kleine Truppenmacht genügte; warum also behaupten, daß sie hätte verstärkt werden sollen? Wäre aber die französische Armee nur in einem einigermaßen bessern Zustande gewesen — und das hätte ja auch der Fall sein können — so hätte sie ohne Zweifel die Waffen nicht so gutwillig abgelegt, sondern den Durchmarsch durch unser Land zu erzwingen gesucht; dann wäre aber unsere Truppenmacht eine zu geringe gewesen. Das sparsame Vorgehen der Bundesbehörde war darum sehr riskiert.

Als dann der Marsch der Ostarmee in die Gegend von Pontarlier stattfand, wurde auch die schweizerische Aufstellung mehr südlich geschoben nach dem Traversental und dem nördlichen Teil des Kantons Waadt. Dies verursachte den schweizerischen Bataillonen einige angestrengte Märsche. So z. B. erhielt das Bataillon, dem der Verfasser angehörte und das in den Freibergen stand, Sonntag den 29. Januar abends den Befehl, sofort aus der Gegend von Saignelégier und aus den Dörfern noch weiter rückwärts nach Chaux-de-Fonds zu marschieren, und langte dort um sechs Uhr morgens an.

Es lag frischer Schnee, die Nacht war sehr kalt, der Marsch darum höchst beschwerlich; aber niemand blieb zurück; denn jeder wußte, daß er, wenn er sich niederlegte, im Schnee erfrieren müßte. Das Bataillon hat übrigens damals im Marschieren mancherlei Erfahrungen gemacht; denn es legte den Weg von Basel bis Genf fast ganz zu Fuß zurück und zwar meist durch die kalten und schneereichen Täler des Jura; einzig auf der Strecke Neuenburg-Yverdon wurde die Eisenbahn benützt. Unsere Kopfleiste (S. 49*) zeigt uns ein schweizerisches Bataillon an der Grenze. Nicht nur der Typus und die Ausrüstung des Soldaten ist vom Künstler, Evert van Nuyden, genau dargestellt, wie dies damals war, sondern auch der winterliche monotone Charakter der Gegend getreulich wiedergegeben. In der Nacht vom 31. Januar war der Bestand des schweizerischen Heeres 21,399 Mann, 54 Geschütze und 2013 Pferde. Etwa 6000 Mann standen an der Grenze (Neuenburg und Waadt), der Rest einige Stunden weit davon entfernt, oder noch viel weiter zurück, vielleicht auch noch auf dem Marsch. Das Zürcher Bataillon brachte die Nacht in Neuenburg zu, wurde aber schon am frühen Morgen des ersten Februars mit der Eisenbahn nach Yverdon transportiert. Als der Verfasser bei Nacht und Nebel nach dem zu oberst in der Stadt gelegenen Bahnhof kam, fiel ihm auf, daß

unter den wenigen anwesenden Personen geheimnisvoll und mit Bedeutung von etwas Bevorstehendem gesprochen wurde, ohne daß er genau innernurde, um was es sich handle. Als ein hoher und stattlicher Offizier mit dem Federbusch auf dem Käppi erschien, in dem er bald den Generalstabschef Oberst Paravicini von Basel erkannte, fragte er diesen, ob etwas Wichtiges bevorstehe. Antwort: 85,000 Franzosen kommen in unser Land; der Einmarsch wird sofort beginnen. Frage: Werden sie die Waffen ablegen oder mit Gewalt einzubringen versuchen? Antwort: Sie werden die Waffen ablegen; es wäre aber besser, wenn sie mit Gewalt einzubringen versuchten, dann würden wir sie wieder hinauswerfen; so aber bringen sie alle möglichen Krankheiten und andere Nachteile und Unglück in unser Land; auch werden wir Mühe haben, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Der Fragende dachte bei sich, es sei doch vielleicht besser, wenn die Franzosen die Waffen ablegen; immerhin machte er auch seine Betrachtungen darüber, was wohl diese zu internierende Armee unserm Lande alles beschieren werde.

Der Einmarsch der Bourbaki-Truppen ging im ganzen in geregelter Weise vor sich; es waren vier Eingänge in die Schweiz, auf denen die französischen Heeres-teile hereinfluteten: über Verrières etwa 34,000 Mann und über die waadtländischen Pässe von St. Croix und

*) wiederholt aus Jg. VI (1902) S. 593. N. d. R.



Landbewohner, die Lebensmittel nach Verrières tragen. Nach einer Studie von Edouard Castres (1888—1902) zum Panoramagemälde: „Der Uebertritt der Bourbaki-Armee“ (im Besitz der Gottfried Keller-Stiftung und deponiert in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern).

Ballaigues etwa 40,000 und sogar noch ein kleinerer Bruchteil über den Mont Risour nach dem Jourtal. Im ganzen war der Bestand der internierten Armee über 86,000 Mann; sie hatte also seit ihrem Abmarsch aus der Voiregegend 30—40,000 Mann verloren oder zurückgelassen.

Der Zustand der Truppe war meist ein bedauernswürdiger, die Bekleidung zum Teil defekt, namentlich die Schuhe; viele trugen nur Holzschuhe oder bloße Lumpen um die Füße; alle waren erschöpft und aufs höchste ermüdet, ein guter Teil krank, zum Teil schwer, zum Teil nur mit Katarrh in den Atmungsorganen behaftet. Diese Krankheit nannte man damals in jener Gegend «le bourbaki». Sie war ansteckend und befiel nun auch unsere Truppen und die bürgerliche Bevölkerung. Ein scharfer, pfeifender Husten war überall zu hören, und ein übler Geruch ging aus den Reihen der Soldaten. Die Truppen und Waffengattungen waren zum Teil bunt untereinander gemischt, nur an den folgenden Tagen kamen mehr ganze Kompagnien und Bataillone, geführt von Unteroffizieren; denn die Offiziere hatten die Truppe zumeist verlassen, und ihrer viele waren bemüht, auf elenden Schlitten sobald wie möglich in unser Land zu kommen und für sich selbst bestmöglich zu sorgen. Unter Infanteristen mit den roten Hosen, Artilleristen in ihrer dunkelblauen Uniform sah man nun auch etwa Kürassiere in ihren Reitermänteln, die jetzt aber schmutzig und zerfetzt waren, oder sogar breit-schultrige Zuaven und Turkos aus dem schwarzen Erdteil in ihren blauen Jacken, alles bunt durcheinander! In Ballaigues, wo ein guter Teil Bourbaki-Soldaten unsern Boden betrat, sagte ein Schweizeroffizier, der mit Ueberwachung der Waffenniederlegung an der Grenze beschäftigt war, auf einen solchen Schwarzen mit funkelnden Augen und stattlichem Bari hinweisend, zu einem Kameraden: „Sieh doch dieses Prachteremplar von einem Afrikaner!“ Dieser aber, vorher anscheinend nichts beachtend, wendete sich um und rief ihnen zu: „Ich bi ja de Chäppi Schnurreberger vu Russike!“ Nachher angestellte Erkundigungen haben ergeben, daß der Zusammenhang des Turko mit der zürcherischen Gemeinde Russikon in der Tat vorhanden sein könnte.

Die Waffenniederlegung ging meist in Ordnung vor sich. Ganze Haufen und Beigen von Gewehren

wurden an den Grenzen angesammelt. Unsere schweizerischen Soldaten benahmen sich dabei recht gut und erzeigten auch den Franzosen gegenüber viel Menschenfreundlichkeit. Unsere Bilder der Maler Aug.



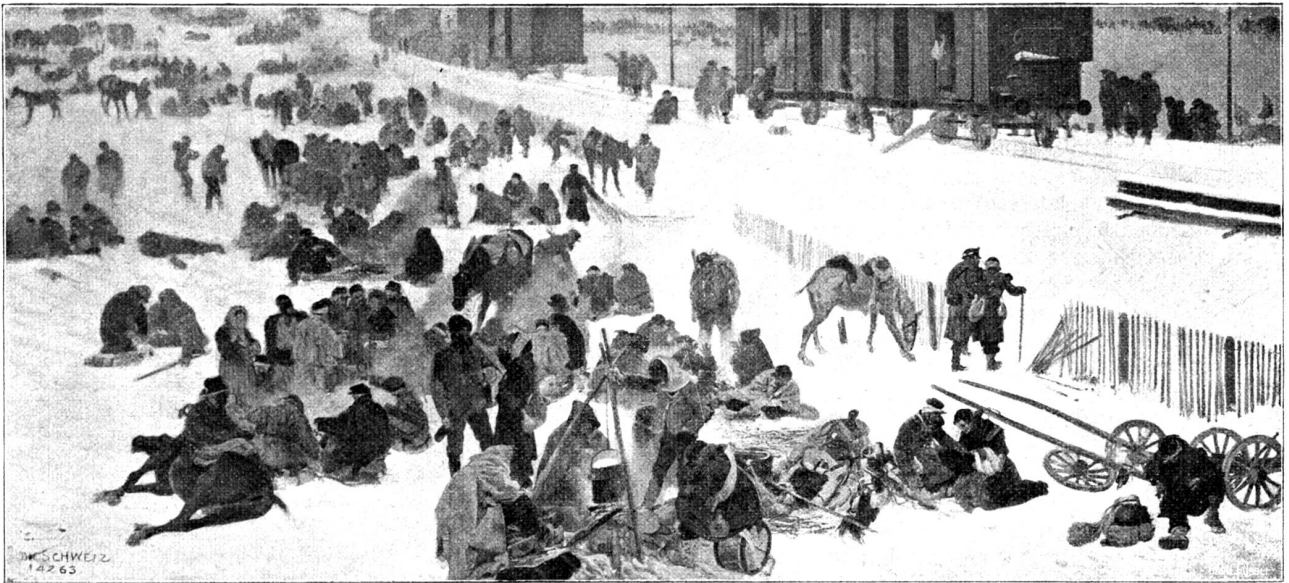
Pferde im Schnee. Nach Zeichnung von Aug. Bachelin (1830—1890).

Bachelin und Ed. Castres (S. 57) geben eine richtige Anschauung. Und es ist gewiß oft vorgekommen, daß einer einem Erschöpften ein Stück Brot anbot oder seine Feldflasche darreichte, solange noch etwas darin war. Dies ist trefflich dargestellt in dem Bilde von Auguste Bachelin, welcher Maler, beiläufig gesagt, die deutsch-schweizerischen Soldaten immer so gut wiedergab. Auch der Empfang durch die bürgerliche Bevölkerung war ein äußerst gastfreundlicher; die Leute in den Kantonen Neuenburg und Waadt taten oft, was sie nur konnten, und beschenkten die Fremden mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und oft auch mit kleinem Geld. In den Ortschaften wurde Tag und Nacht Suppe gekocht; doch konnten bei weitem nicht alle sofort gespeist werden. Wer aber in den ersten Orten an der Grenze nichts bekam, erhielt dann seine Portion in einer weiter zurückliegenden Stadt, z. B. in Orbe oder Yverdon. Diese Plätze waren während einiger Tage aufs höchste überfüllt; in der Nacht konnten bei weitem nicht alle unter Dach und Fach gebracht werden. In Yverdon kampierten ganze Abteilungen auf den Straßen; es wurden große Feuer angezündet, um welche die Mannschaft sich lagerte und bestmöglich ruhte.

Von diesen und andern Plätzen aus erfolgte dann der Weitertransport der zu Internierenden. So nahe an der Grenze war es noch nicht möglich, eine befriedigende Ordnung herzustellen; man war zu sehr überrascht und die Menge der Fremden zu groß. Die Zahl der Uebertretenden war von berufener Seite auf etwa 42,000 angegeben worden; nun kamen aber 86,000. Es handelte sich daher darum, die zu Internierenden so rasch wie möglich zu verteilen, in der Annahme, daß es dann den Kantons- und Gemeindebehörden in der ganzen Schweiz herum wohl gelingen werde, Ordnung in die Sache zu bringen. Es wurden daher auf Plätzen wie Neuenburg, Yverdon, Orbe usw. vorweg ganze Kolonnen von französischen Soldaten, die vorher gespeist worden waren, wie sie sich gerade fanden, Waffengattungen und Truppenteile bunt gemischt, gebildet und durch schweizerische Truppen nach weiter zurückgelegenen Plätzen eskortiert, so z. B. nach Freiburg, Murten, Payerne usw.; Abteilungen von 12—1500



Labung der Pferde.
Aug. Bachelin (1830—1890).



Campement der Franzosen beim Bahnhof Verrières, Verbandplatz, Verladung der Verwundeten zum Bahntransport.
Nach einer Studie von Edouard Castres (1838–1902) zum Panoramagemälde: „Der Uebertritt der Bourbaki-Armee“ (im Besitz der
Gottfried Keller-Stiftung und deponiert in der Sammlung der Kunstgesellschaft Luzern).

Mann marschierten in dieser Weise, begleitet von einem schweizerischen Leutnant mit zehn bis zwölf Soldaten, ab und langten oft spät in der Nacht nach mühsamem Marsch am Bestimmungsort an. Hier wurden dann die Kirche oder das Schulhaus oder andere öffentliche Lokalitäten bezogen. Von den Eisenbahnstationen gingen ähnlich zusammengelegte Bahnzüge nach der Mittel- und Ostschweiz ab.

Die Gesundheitspflege bereitete im Anfang große Schwierigkeiten. In Neuenburg landete unangemeldet ein Transport von 384 Kranken aus dem Traversial an, und es sollen im ganzen in den Ambulanzen und Spitälern 17,897 Kranke verpflegt worden sein. In den Ortschaften in der Nähe der Grenze richtete man improvisierte Spitäler ein, die rasch angefüllt wurden. Namentlich an Lungenentzündung und Typhus starben sehr viele im ganzen Lande herum, insbesondere eben in den Städten und größeren Ortschaften der Westschweiz, wo man die schlimmsten Kranken zurückgelassen hatte. Oft kam es vor, daß Leute auf dem Transport nicht mehr weiter konnten, in einem Stalle krank liegen blieben und auch daselbst starben. Ein solches Vorkommnis ist trefflich dargestellt in unserm Bild „Treue Kameradschaft“ von Walther von Wigier. Hier sehen wir einen jungen Unteroffizier der Mobilmachen, der, im Stall liegend, eben im Begriff ist, aus dem Leben zu scheiden. Die um ihn sitzenden Kameraden reichen ihm zum Abschied die Hand. Es ist ein rührendes Bild, das uns ganz in jene Zeiten zurückversetzt. Albert Ankers Gemälde: „Schweizerische Gastfreundschaft im Jahr 1871“, wo wir eine bernische Bauernfamilie im Stall französische Soldaten bewirten sehen, werden wir in einer spätern Nummer nachtragen.

Ein trauriges Schicksal hatten damals viele Pferde erlebt. Die Armee war im ganzen gut mit Pferden versehen, doch diese zumeist in einem schlechten Zustand, ermüdet, ausgehungert und auch mit manchen Krankheiten behaftet. Dann waren viele mit Wunden

bedeckt, die zum großen Teil daher rührten, daß die Pferde vielleicht wochenlang nicht abgefattet oder ausgeschirrt worden waren; viele hatten auch kein genügendes Beschläge und Mühe, auf dem gefrorenen Boden sich aufrechtzuerhalten. Manche der Tiere hatten aus Mangel an Futter die Speichen der Geschützräder abgenagt und sogar den Nebenpferden die Mähnen oder Schweife abgefressen. Solche Pferde sind z. B. diejenigen in den Bildchen auf S. 61. In Yverdon waren auf der Promenade etwa 1200 Pferde an Kampierseilen unter den Bäumen angebunden; der vorhandene Futtervorrat reichte aber zuerst bei weitem nicht aus, um alle die Tiere zu nähren. Dies hatte zur Folge, daß an den Bäumen, bei denen Tiere stunden, von der Erde bis weit hinauf die Rinde abgenagt wurde, sodaß die Bäume einen bleibenden Schaden davontrugen. Es rissen sich auch viele Pferde los, sodaß einmal ein Zug unserer Soldaten beordert werden mußte, sie im Städtchen herum, wo immer man sie fand, wieder einzufangen. Eine Menge Pferde sind bei dem Einmarsch der Armee umgestanden, wieder andere nachher zugrund gegangen, und ein Teil solcher, die krank und in unheilbarem Zustand sich befanden, mußte abgetan werden. Eine Dame in Yverdon, die mit den armen Tieren ein lebhaftes Mitleid empfand, erwarb sich käuflich eine Anzahl und ließ sie nachher durch Soldaten mit dem Gewehr erschießen. Diejenigen Tiere, die den Feldzug als gesund überlebten oder sich nachher wieder erholten, waren von den zähesten und besten; manche sind in der Schweiz geblieben und wurden im Volke nur „Bourbaki“ genannt *).

In wenig Tagen waren Offiziere und Soldaten in der ganzen Schweiz herum zur Unterkunft verteilt, und es dauerte gar nicht lange, so war eine recht befriedigende Ordnung hergestellt. Die Offiziere kamen nach

*) Einen „letzten“ Bourbaki führten wir unsern Lesern im sechsten Jahrgang (1902) vor auf Seite 207. M. d. M.



Ueberreste der Bourbaki-Armee bei ihrer Ankunft in St. Gallen. Nach einer Originalzeichnung von Emil Rittmeyer (geb. 1820) im Museum zu St. Gallen.

Baden, Freiburg, St. Gallen, Interlaken, Luzern und Zürich, in welchen Plätzen sie in den vielen Gasthöfen Quartier fanden. Die Mannschaft dagegen wurde in den Städten, großen Dörfern und andern geeigneten Plätzen in geräumige Bereitschaftslokale untergebracht. Für die Reinlichkeit der Soldaten wurde nun das Möglichste getan, ebenso für die Ausbesserung der Kleidung. Die französische Regierung sandte einen reichen Vorrat von Kleidungsstücken jeder Art, der an diejenigen, die am meisten bedürftig waren, verteilt wurde. An einigen Orten wurden Lesefäle mit französischen Büchern und Zeitungen eingerichtet, und, wo es anging, konnten die französischen Soldaten bei den Bürgern gegen Lohn Arbeit, zu der sie ihrem Beruf nach taugten, verrichten. Ein eigenes Nachrichtenbureau wurde in Bern unter Leitung des Stabsmajors Davall eingerichtet. Weitere fünf schweizerische Offiziere und bald auch bis auf sechs- und vierzig französische Unteroffiziere waren darin tätig. Es handelte sich darum, all den französischen Familien, die nach ihren Söhnen fragten, deren richtige Adressen aufzugeben, auch ankommende Briefe genau zu adressieren. Es kamen nämlich jetzt massenhaft Briefe, Pakete und Geldsendungen, die schon lange nicht hatten bestellt werden können, aus Frankreich an; zwei Tage nach Eröffnung des Bureaus trafen von Dijon mehr als 200,000 Briefe in zehn großen Säcken ein, nachher andere Ballen aus

Lyon und namentlich auch aus Paris. Alle diese Sendungen an den richtigen Bestimmungsort zu bringen, verursachte eine außerordentliche Mühe. Die ältesten Briefe trugen das Datum vom 11. Juli 1870. Bald begann man auch die Soldaten in den Unterkunftsarten spazieren zu führen, sog. «Promenades militaires» mit ihnen zu machen. Die in Stammheim (Kt. Zürich) untergebrachte Mannschaft wurde einst nach Stein hinübergeführt und von der Höhe des Berges aus ihnen der Rhein im freundlichen Tale gezeigt. Wehmütige Gefühle beschlichen bei diesem Anblick das Gemüt des Soldaten der großen Nation. Den Rhein hätte er erobern sollen: nun mußte er ihn in einem kleinen Land, in dem er interniert war, schauen!

In den Kasernen auf der Luziensteig wurden die Sträflinge untergebracht; es waren deren 150, zum Teil schwere Verbrecher; sie wurden mit der größten Sorgfalt bewacht.

Die schweizerischen Truppen blieben während der Internierungszeit zu einem Teil an der Grenze stehen. Ihre Aufgabe war einerseits, französische Soldaten, die aus der Internierung zu entkommen trachteten, wieder festzunehmen, anderseits eine Grenzpolizei wegen der nun in den benachbarten französischen Tälern ausgebrochenen Rinderpest auszuüben. Nachher hatten sie auch beim Rücktransport der Internierten nach Frank-

reich mitzuwirken. Ein Teil des Bataillons Nr. 11, dem der Verfasser dieses Artikels angehörte, kam jetzt nach dem Journal, einem schönen und interessanten Teil unseres Schweizerlandes. Ein anderthalbstundenlanger See zieht sich durch das Tal, und ihn überragt kühn die Pyramide der Dent de Baulion. Damals war freilich alles im Winterkleid und der See so fest gefroren, daß die Kompagnien darauf exerzierten. Die Einwohner des Tales, namentlich in der Ortschaft Le Sentier, nahmen die Zürcher gastfreundlichst auf, und der große Uhrenfabrikant Audemars, selbst eidgenössischer Oberst, stund nicht an, die bei ihm Einquartierten abends in den Cercle zu führen, wobei dann freilich die Unterhaltung der auf beiden Seiten etwas mangelhaften Sprachkenntnisse wegen hie und da ins Stocken geriet. Am 2. März marschierte das Halbbataillon über den Marchairuzpaß (1450 M. ü. M.) nach dem schönen Léman und Genf. In dem tiefen Schnee war bloß ein schmaler Fußpfad vorhanden, auf dem die Kolonne, Mann für Mann marschierend, nur langsam vorrückte. In Genf brachte man die Truppe zuerst im Wahlpalast unter, nachher aber bei den Bürgern, indem das genannte Unterkunftslokal, das zur Unterbringung französischer Soldaten gedient hatte, verunreinigt war. Bevor die Mannschaft zu den Bürgern einquartiert werden konnte, mußten alle Soldaten ein Bad nehmen und ihre Kleider gereinigt werden, was an einem Tag vom frühen Morgen bis um Mitternacht in einer großen Wasch- und Badanstalt zustandegebracht wurde. Auch in Genf erfreute sich der Soldat gastfreundlicher Aufnahme. Mancher Quartierträger tat für den Soldaten viel mehr, als er dazu verpflichtet war. Eines Tages lud ein Bürger einen Soldaten zum Diner ein und bezeichnete ihm sechs Uhr als die Essenszeit. Um ihm dies recht verständlich zu machen, zählte er ihm an den Fingern ab: un, deux, trois, quatre, cinq, six, und der Zürcher Wehrmann erklärte, es verstanden zu haben. Am Abend erschien er zu sechs, d. h. er brachte fünf Kameraden mit sich. Der Gastgeber ließ sich hiedurch nicht aus der Fassung bringen und bewirtete alle sechs.

Am 8. März begann der Rücktransport der Internierten nach ihrer Heimat. 1701 Soldaten blieben aber in unserm Lande, in dem sie meistens den Blattern, dem Nervenfieber und der Lungenentzündung erliegen, zur ewigen Ruhe eingegangen waren. An den meisten Orten sind den Gestorbenen Denkmäler, die von einer französischen Gesellschaft unterhalten werden, gesetzt worden.

Der Eisenbahntransport konnte nur nach wenigen Ausgangsstationen bewerkstelligt werden; ein Teil gelangte per Dampfsboot über den Genfersee nach Genf und weiter zu Fuß nach St. Julien. Die Anordnungen waren zwar gut getroffen; aber die Ueberfüllung der Eisenbahnen mit Zügen verursachte gleichwohl große Schwierigkeiten. Zur Jetztzeit wären die schweizerischen Bahnen mit ihren gegenwärtigen Einrichtungen wohl weit eher imstand, einen solchen Truppentransport zu bewältigen. Damals waren alle Einrichtungen noch weit unvollkommener. Ein bedauernswertes Unglück ereignete sich in Colombier, wo ein Personenzug mit Internierten auf einen Güterzug stieß. 22 Mann, worunter ein Schweizer, wurden getötet und 54 verwundet.

Am 24. März war der Rücktransport beendet; dagegen hatte noch die Endabrechnung mit der französischen Regierung stattzufinden. Der unserm Lande zu verdienende Beitrag belief sich auf Fr. 12,154,396; darin waren inbegriffen Fr. 1,615,159 für die Kosten des Bewachungsdienstes der Internierten durch schweizerische Truppen, ferner Fr. 70,700 für die Zerstörung der Kirche in Kirchdorf (Kt. Bern) durch Feuer und Fr. 385,030 für den am Zeughaus in Morges infolge einer Explosion entstandenen Schaden. Frankreich bezahlte sich bei dieser Abrechnung sehr kulant, hatte sich aber ohne Zweifel auch nicht über Ueberforderungen seitens der Schweiz zu beklagen. Durch besondern Beschluß drückte die Nationalversammlung in Bordeaux der Schweiz ihren tiefgefühlten Dank für die loyale und menschenfreundliche Aufnahme der internierten Armee aus.

Unser Land ist durch den Uebertritt der Ostarmee in unser Gebiet unstreitig auf eine harte Probe gestellt worden; es hat sie aber gut bestanden. Die im Sommer vorher bei Sedan nach Belgien hinübergebrängten französischen Heeresteile waren bei weitem nicht so stark wie Bourbakis Armee. Wir waren ohne Zweifel vom Glück begünstigt. Die etwas düstern Voraussetzungen des ehrenwerten Baslerobersten sind bloß zu einem kleinen Teil in Erfüllung gegangen: die Ordnung wurde nur selten gestört, und die bösen Krankheiten verließen unser Land mit den Franzosen. Dagegen sind ihm der praktische Sinn unseres Volkes, der gute Wille, sein Sinn für Initiative zu Hilfe gekommen. Und der Geist der Opferwilligkeit und Menschenfreundlichkeit bei Hoch und Niedrig, Alt und Jung hat sich bei diesem Anlaß im schönsten Licht gezeigt!

C. E.

Aus bewegten Tagen.

Von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Trochu habe in Paris abgedankt, hieß es, Vinoy habe das Kommando übernehmen müssen, jetzt noch, da alles im Land aus Rand und Band, brülle der Pöbel: „A Berlin!“

Wer wird da an Geschäfte denken? „Abends in der Truite!“ hieß es jeweilen.

„Auch gut!“ dachte Niemer. „Also lassen wir's sein

mit den Geschäften; meine Koffer sind sowieso noch unterwegs.“

Die Truite war die beste Weinstube des Ortes. Da ging es zu wie in einem Taubenschlag. Da ging keiner vorüber, ohne sich an einem Glas Macon oder Cortaillois zu erwärmen, da war man sicher, von allen Seiten der neuesten und zuverlässigsten Nachrichten teil-

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.